

Klitsch und Klatsch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **158 (1885)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Klitsch und Klatsch.

Eine Geschichte aus Amerika, die sich auch in Europa ereignen kann.

1. Wie einer zu seiner Braut kommt.

Die Kerzen am Weihnachtsbaum waren heruntergebrannt und ausgelöscht. Das grüne Tännchen breitete seine hübschen Zweige nur

neue war. Wer ein achtbarer Mann war er trotz seiner Eigenheiten, von denen er nicht ein Haar breit abwich, weder in seiner äußern Erscheinung, noch in seinen Redensarten. Was er einmal gesagt hatte, dabei blieb er, und wenn er seine Bürste eintauchte in den Kalktopf und sie dann gefüllt mit weißer oder farbiger Flüssigkeit



noch in der Beleuchtung der Wohnstube aus, und obgleich schon gar manche Sachen abgeschnitten waren, sah es doch noch immer vollbehangen aus. In der traulichen Stube, zur Seite des wärmenden Ofens, saß der ehrsame Gypfermeister Heinrich Schwarz und rauchte sein Abendpfeifchen in aller Behaglichkeit. Der Mann, fleißig und sparsam, war ein Original, ein Sonderling nach seiner eigenen Mode, die sicherlich keine

wieder an die Wand oder Decke schlug, ahnte er gleichsam das Geräusch seiner Arbeit nach mit „klitsch und klatsch“, und es schien, als ob die Bürste noch einmal so emsig und gewandt arbeitete, sobald er sein Sprüchlein entweder in friedlichem Ton oder zuweilen auch rauh und zornig brauchte.

Meister Schwarz hatte einen einzigen Sohn und dieser war akkurat so geartet wie der Vater auch. Selbst das Sprüchlein

hatte er sich angewöhnt, und sein Sinn war in jeder Beziehung auf das Solide und Dauerhafte gerichtet. Der alte Schwarz war durch Fleiß und Sparsamkeit voran gekommen und besaß nicht nur ein hübsches Haus in der Vorstadt, sondern auch noch ausgelehntes Geld. Das wußten die Leute und manche wunderten sich darüber und beneideten ihn, oder hielten ihn für einen Geizhals, obgleich er durchaus keiner war; das hatte er auch an seinem Sohn bewiesen, dem er gute Schulen, ja sogar Unterricht in der Musik hätte zu Theil werden lassen.

So war Wilhelm Schwarz ein fixer Junge geworden, der keinem andern nachstand. Und dennoch verschmähte er es nicht, das Handwerk des Vaters zu betreiben, denn das nährte seinen Mann sicherer, als das Faulenzerleben hinterm Verkaufstisch eines kaufmännischen Geschäfts. Es muß natürlich für eine jede Beschäftigung Leute geben; wenn aber der Zudrang für eine bestimmte Art von Beschäftigung zu stark und das „Handwerk“ besonders mißachtet und gering geschätzt wird, wenn alles zu den „Studirten“ will, dann kann nichts Gutes für die Zukunft dabei herauskommen. Das ist alte Wahrheit, aber nicht nach der neuen Mode, und darum gefällt sie so Vielen nicht, weil sie gar so hoch hinaus wollen, bis sie flügel- lahm zur Erde sinken.

Eines Tages arbeitete der junge Schwarz in einem Hause, dessen Besitzer wohlhabend und dessen Töchter als sehr gebildet und als „gute Partien“ erachtet wurden. Die Zimmer des Hauses sollten frisch getüncht und für den nahenden Sommer aufgeputzt werden. In einem derselben stand Wilhelm auf einer Handleiter, vor sich auf der obersten Stufe den gefüllten Weißtopf, um hoch an der

Decke eine schadhafte Stelle auszubessern. Plötzlich wird die Thüre aufgestoßen und in Sturmeseile fliegt ein Mädchen herein, gerade zu rechter Zeit, um das angerichtete Unheil selber mit durchmachen zu helfen. Die Stürmende hatte nämlich die Thüre mit solcher Gewalt aufgestoßen, daß die unweit davon stehende Leiter umgeworfen wurde. Natürlich purzelte Wilhelm hinunter, riß im Fallen die verblüffte Schöne mit zu Boden; der gefüllte Weißtopf stürzte hintendrein, daß es hochauf spritzte, und da lagen sie alle drei — weiß gewaschen, daß es eine Art hatte. Aber es war noch nicht genug. Als der Wilhelm Schwarz versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, und mit den Armen herumsuchtelte, riß er auch noch den Kessel mit dem Rothbraun um, und nun gab es eine herrliche Mischung und Zebra- streifen in allen Farben. Das alles war schneller geschehen, als hier erzählt. Auf das Gepolter kam die Hausfrau herbei gelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Ebenso der alte Meister Schwarz. „Klitsch und klatsch,“ rief er, „was geht hier vor?“ Dann aber fing er an zu lachen, und nun wurde das Gelächter ein vierstimmiges, daß man's auf der Straße hören konnte.

Ein Unglück kommt selten allein. Das Weiße und Rothe konnte vom Gesicht und von den Kleidern entfernt werden, aber die schwarzen Augen hielten fest wie Blei. Mitten im ersten Schreck wie später beim Lachen hatten die sich gegenseitig angesehen und konnten es nachher nicht mehr lassen. Die gegenseitige Bekanntschaft war zwar unter den sonderbarsten Umständen gemacht worden; aber sie war nun einmal gemacht und wurde fortgesetzt. Die komische Scene hatte

die Deutschen schneller und enger vertraut gemacht, als die üblichen gedrechselten Vorstellungen in gepuzter Gesellschaft. Ehe die Arbeit in dem Hause fertig war, hatten die beiden glücklichen Unglücklichen ihr Einverständnis fix und fertig.

Greta Schmidt war ein prächtiges Mädchen, das mußte selbst der Neid zugestehen. Dunkle Haare und dunkle Augen, mit Häckchen drin, schlank wie eine Tanne und ein Angesicht wie Milch und Blut, und schön weiße Zähne hinter den Rosenlippen — kurz ein prächtiges Mädchen. Dazu eine lebhafte Art, aber etwas launisch und etwas eigensinnig wie ein verhätscheltes Schoßkind, das sie in Wirklichkeit auch war, und unfertig in ihrem ganzen innern Wesen, und vorschnell wie ein Küchlein, das kaum die schützende Schale durchbrochen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Sache rasch vorwärts ging. „Klitsch!“ rief Papa Schwarz, als sein Sohn Wilhelm eines Tages berichtete, daß er sich verlobt habe und in einigen Wochen zu heirathen gedenke, und „Klatsch!“ fügte er hinzu, als er hörte, daß Greta Schmidt die Auserwählte sei. „Höre, Wilhelm,“ fuhr er weiter fort, „du bist nun alt genug und im Allgemeinen auch verständig genug zum Heirathen, aber mir kommt die Sache sehr bedenklich vor. Das Mädchen ist hübsch und hat mit der Zeit wahrscheinlich auch ein Stück Geld zu erwarten. Von den Ausichten kann man aber nicht leben und von der Schönheit erst nicht. Dein Erspartes reicht nicht weit für einen eigenen Haushalt, es wäre denn, daß die Frau Schwiegertochter zu uns in's Haus zöge, um der Mutter Stütze zu sein.“ Wilhelm schüttelte den Kopf bei diesem Vorschlage und schob

ihn mit einer entsprechenden Handbewegung gleichsam von sich, ohne weiter ein Wort darüber zu sagen.

„Klitsch,“ setzte Papa Schwarz seine Rede fort — „und klatsch! Hab' es mir wohl gedacht, daß es damit nichts sei. Flügel Tauben wollen einen eigenen Schlag und das ist wohl in den meisten Fällen auch das Beste, aber was für einen? Da liegt der Hase im Pfeffer! Gar Vielen ist heutzutage nichts gut genug oder vielmehr nichts schön genug zu ihrer ersten Einrichtung, gerade wie vor zwei Jahren, als des Besenbinders Heinrich des Hühner-Peters Susie heirathete. War das ein Gethue, klitsch! und eine Pracht, klatsch! nämlich so lange die Blase hielt, und sie hielt akkurat so lange, bis sie platzte. Das Ende kennst du ja, ohne daß ich darüber spreche.“

„Ach Gott, die Susie!“ fiel die Mutter Schwarz hier ein, „wie die mich dauert, das arme Ding, bin ich doch mit ihrer Mutter über das Meer gekommen, und als wir nach stürmischer Reise in St. Louis ankamen, da hatten wir richtig auch kein Geld mehr in der Tasche, und mit den Kleidern war es einfach genug bestellt, denn zu Hause hatten wir auch schwarzes Brod gegessen von Jugend auf, und hart war es dazu, aber unsere Mäusezähne bissen sich durch, und es schmeckte prächtig. — Fatal ist es mir,“ fuhr die Mutter nach einer Weile fort, „daß wir die Greta so wenig kennen, ich meine ihre Charaktereigenschaften. Zum Beispiel, ich wollte dich fragen, Wilhelm, zu welcher Kirche sich die Familie hält . . . Du zuckst die Achseln, mein Sohn, und scheint es mir, als wüßtest du davon gerade so viel wie ich. Es sollte mir leid thun, wenn deine Braut auch über die Religion hinaus wäre

wie jetzt Viele sich einbilden. Wie arm und hinfällig ist doch ein Frauenherz in den wechselnden Schicksalen des Lebens ohne die Kraft eines innigen Gottvertrauens, und was ist ein Gemüth, dessen Tiefe nicht erfüllt ist von wahrer Religiosität, abgesehen von allen konfessionellen Namen und äußern Formen; — was ein Frauenauge, und wäre es das schönste und prächtigste, das in der Freude nicht dankend aufblicken kann zum Geber aller guten Gaben, oder unter den rinnenden Thränen bitteren Herzeleidens sich nicht zu erheben vermag zu Gott, bei dem allein noch Trost, Rettung, Kraft und Aufrichtung zu finden ist" . . . Noch lange sprach die Mutter fort. Sie berührte so Manches, an das nur ihr Herz dachte. Sie gab so manchen Fingerzeig, der nicht mißverstanden werden konnte; sie sprach gleichsam wie zu sich selber die trefflichsten Wahrheiten aus und zeichnete mit Meisterhand das Bild einer Braut, die Segen und Sonnenschein und Friede und Freude in ein Haus hinein bringt, sei es klein oder groß, mit Schindeln oder Ziegeln gedeckt. „Die Mutter spricht wie unser Herr Pfarrer,“ meinte nachdenklich der Bräutigam und erhob sich. „Klitsch und klatsch — ob sie's kann,“ sagte Vater Schwarz, „habe manche Gardinenpredigt von ihr gehört, aber recht hat Mutter immer. O wären doch alle wie sie! Junge, bedenk's!“

Noch am gleichen Abend hatten die Berlobten eine lange Unterredung unter vier Augen. Wilhelm sprach viel und eindringlich, und Greta hörte aufmerksam zu, aber, wie es schien, ohne alles verstehen zu können. Auch machte sie sich nicht viel Kopfzerbrechens daraus, lieber schloß sie den Mund des Sprechers mit einem Kuß oder auch mit zweien, wer weiß es.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen ihren ungehinderten Fortgang. Wilhelm theilte seinen Eltern mit, daß dieselbe am Geburtstage seines zukünftigen Schwiegervaters und im Hause desselben gefeiert werden solle. Das sei gerade in drei Monaten. Ein hübsches, nicht zu großes Haus sei zur Miethe in Aussicht genommen. Die innere Einrichtung besorge die Braut, das sei ihre Aussteuer.

„Klitsch und klatsch!“ sagte Papa Schwarz, „Gott gebe seinen Segen dazu! Mögest du glücklich werden, und was wir dazu helfen können, das soll geschehen, nicht wahr, Mütterchen?“ Mütterchen aber nickte bloß mit dem Kopfe, denn die Augen standen voll Thränen. „Komm,“ sagte der Vater, „laß die Mutter gewähren, sie hat halt ihren Einzigen gar so lieb. Klitsch und klatsch!“ Und dazu machte er wie gewohnt seine Handbewegung nach links und nach rechts.

2. Flitterwochen und Bitterwochen.

Der Hochzeitstag war gekommen, ehe man sich dessen versah. Die letzten Wochen waren für Bräutigam und Braut recht unruhig, und in dem Schmidt'schen Hause gab es Arbeit vollauf. Die Hochzeit sollte großartig gefeiert werden, und da sie auf des Brautvaters Geburtstag fiel, wurden nicht nur die Verwandten, sondern auch eine Menge Geschäftsfreunde eingeladen. Freundlich brach der festliche Tag an, und golden beschien die liebe alte Sonne das hochzeitliche Haus. Blumen schmückten die Räume und Kränze rahmten Thüren und Fenster ein. Zahlreich erschienen die Gäste und viele Geschenke mancherlei Art brachten sie mit, brauchbar oder auch nicht, je nach ihrem eigenen Geschmac. Nach der Trauung verrann Stunde

auf Stunde in der hellsten Freude. Die Herzen waren aufgethan, und selbst der alte Schwarz vergaß zuweilen sein klitsch und klatsch vor lauter Sehen und Hören.

Reichlich wurden die Flitterwochen dem jungen Paar zugetheilt; aber Jegliches hat seine Zeit, sagt der alte Weise. Noch war kein Jahr vorübergegangen, da kräuselten sich die stillen Wasser des jungen Ehestandes und der böse Wind der Zwietracht füllte die Backen und blies mit Macht. Die Verschiedenheit der Neigungen, der Gewöhnungen, der Gefühle und Anschauungen trat bei den beiden Ehegatten immer klarer und stärker hervor. Das führte bald zur Verstimmung, zur Stille vor dem Sturm, der nicht ausblieb, und zu ärgerlichen Auftritten. Eigensinn und Rechthaberei machten das Uebel schlimmer. Keines wollte dem Andern den Mund gönnen. Zuletzt kam der Zwiespalt unter die Leute, und nun wuchs die Mücke bald zum Kameel, und ehe sie sich's versahen, war der Elephant fertig. Die Verständigen unter den Bekannten und Verwandten bedauerten den entstandenen Unfrieden, die andern bestärkten den trotzigigen Eigenwillen, anstatt von Nachgiebigkeit und Verträglichkeit zu sprechen, und die Schlimmsten gossen Del in's Feuer.

Der Neid ist eine schlimme Pflanze und die Schadenfreude ein ganz gemeines Gewächs. Beides ist öffentlich nicht wohl gelitten, aber reichlich wuchert es so hinten herum, in versteckten Ecken, im Schatten des eigenen Herzens, wo es am dunkelsten ist. Nirgends wohl hauset diese Theilnahme, die mit dem einen Auge weint, während das andere sich schließt in heimlicher Freude, ärger und heillosler, als wo sie sich häuslicher Dinge bemächtigt oder über ein Familienleben Muste-

rung hält. Da sitzt der hohe Generalstab zu Pferde, Ritter mit dem bekannten Balken, nicht im Wappenschild, sondern im Auge, und die leichte Kavallerie thut Staffeten-dienste. Wehe, wer ihr in den Weg kommt! Spießruthen laufen vor 300 Mann mit Haselgerten ist eine klügliche Sache, schlimmer aber haufen böse Zungen, die mit Pfeffer und Salz belegt sind. Am schlimmsten sind die Zungen mit Stahlspitzen, am Federhalter nämlich, in's kalte Blut des Tintenfasses getaucht. Das geschriebene Wort ist wie ein zweischneidig Schwert. Man kann es nach beiden Seiten wenden. Ein gesprächiger Mund hält oft eher inne, als eine schreibselige Hand; und das Ohr vergift, während das Auge, wenn es ihm nöthig scheint, die Brille aufsetzt, um das Gedächtniß fester zu machen.

So erging es gerade unserem jungen Paare. Ja, was war denn eigentlich geschehen, daß das häusliche Glück so bald in Scherben brach? O, es war durchaus nichts Ungewöhnliches: beide hatten sich gegenseitig nur zu wenig gekannt. Hand-kehrum hatten sie sich gefunden, unter Schrecken und Lachen zugleich, und dann ging es schnell, nach der neuen Mode. Später erst lernten sie den inwendigen Menschen vom äußern unterscheiden. Greta liebte über alles Luxus und Pracht, Wilhelm das Einfache und Solide. Er war gewöhnt an Ordnung und Pünktlichkeit, für Greta waren das böhmische Dörfer. Er hatte ein warmes Herz und tiefes Gemüth, sie kannte eigentlich nur sich selbst und ihre eigenen Wünsche und Launen. Er war religiös erzogen und besuchte am Sonntag gerne die ihm lieb gewordene Kirche, Greta hatte dafür weder Zeit noch Lust, eher Wiz-

worte und Spott. Einen Fehler aber hatten beide gemein: sie waren hitzig und keines dachte an's erste Nachgeben. Es wurde fortgetrotzt.

So kamen auf die Flitterwochen die Bitterwochen. Dann mischten sich also die Leute drein mit Unverstand, und leider Greta's Mutter beinahe am schlimmsten.

Eines Abends, als Wilhelm Schwarz von seiner Arbeit nach Hause kam, fand er das Haus leer und ausgeräumt. Am Fenster hing ein Zettel mit den wenigen Worten: „Ich gehe heim zu den Eltern, meine Sachen habe ich mitgenommen.“ Greta hatte den Zettel geschrieben.

3. Das Schicksal setzt den Hobel an.

Die Zeit vergeht nach wie vor, und die Sonne erhebt sich am Morgen und senkt sich am Abend und die Nacht deckt mit ihrem dunkeln Schleier die Erde zu, und damit zugleich auch manches Herzeleid und manchen bitteren Jammer. In rothgeweinte Augen streut sie mit leiser Hand die lindernden Schlummerkörner. Wenn auch mit dem Erwachen das Leiden wiederkehrt, es ist doch etwas weniger geworden davon, und wäre es bloß eine Messerspitze voll. Und auf den Tag folgt wieder eine Nacht und der Schlummerengel zieht wieder umher, von Haus zu Haus, vom Palast zur Hütte, und bringt die Kinder in den Schlaf, die kleinen und die großen.

Welch ein sonderbares Bild! In der Ecke eines leeren Zimmers steht ein niedriges Sopha und darauf ruht ein Mann in festem Schlafe. Draußen steht die Sonne schon lange am Himmel und ihr blendender Schein dringt durch die halb offenen Jalousien, ohne

den Schläfer aufwecken zu können. Und daneben sitzt ein altes Mütterlein mit in einander geschlagenen Händen, einen Zug des Grams um die Lippen, aber Frieden auf der Stirne und die Augen voll Liebe auf den Schläfer gerichtet. Jetzt regte sich dieser doch endlich. Sein Kopf fuhr in die Höhe, verwundert und verwirrt blickt er um sich.

„Guten Tag, Willy, mein Sohn!“

„Mutter, o Mutter . . .“

„Nur stille, ich hole dir Wasser, kühles, klares Wasser, das erfrischt dir Leib und Seele. Nur stille — ich weiß alles — es ist schon gut.“

Die Mutter hatte ihren Sohn wieder. Wie sie sagte, so that er. Dann brachte er sie oder vielmehr sie ihn nach Hause und gab dem Vater mit kurzen Worten Bericht. Das Mutterherz hatte geträumt, geahnt, gefürchtet — darum der frühe Gang.

„Schöne Geschichten!“ sagte der alte Schwarz, „ein Ehemann ohne Frau, klitsch und klatsch! jetzt heißt es Kopf oben! Mutter, fülle die Tassen bis an den Rand. Essen bringt Vergessen.“

In der nächsten Stunde waren Vater und Sohn wieder zusammen an der Arbeit wie früher, und während die Leute die Köpfe zusammensteckten und die neueste Neuigkeit in allen Tonarten weiter verkündeten, lüftete Mütterchen die Sohnesstube und stellte darin alles wohnlich zurecht, so wie es sonst gewesen war. — —

Und wieder vergeht die Zeit nach wie vor, und der Tag bringt die Würze der Arbeit und die Nacht stille Stunden der Ruhe, aber auch der Beschaulichkeit und ernstesten Nachdenkens. Schon ist ein Jahr vorbei und ein halbes seit der schlimmen Trennung, aber die Zeit zählt doppelt und drei-

fach an innerer Erfahrung, und dann kam das Schicksal und setzte seinen Hobel an. . .

Sie hatten sich lieb gehabt „über die Maßen“, und eine rechte Liebe erlischt so leicht nicht, eher der Trotz und Eigensinn und hoffärtiges Leben, sofern zuletzt die gute Seite überwiegt. Dem jungen Manne wur-

sich des Abends mit dem Reichthum zu Bett und standen des Morgens mit der Armuth auf, und von der ganzen Pracht und Herrlichkeit blieb nichts übrig, als — das Entbehren derselben, und wenn es gut ging, noch der ehrliche Name; aber leider lange nicht Allen.



den die Bitterwochen lang und seinen Theil an der Schuld hatte er längst erkannt. Und Greta? Was sollte oder wollte denn das verheirathete Mädchen oder vielmehr die Frau ohne Mann zuletzt im Elternhause? Das Schicksal setzte auch bei ihr den Hobel an.

Es brach damals eine trübe, schreckliche Zeit herein — der finanzielle Krach in aller Herren Länder, und die Opfer fielen wie die Mücken im Spätherbst. Tausende legten

Der alte Schmidt war eines der ersten Opfer. Er hatte Monate lang wacker gekämpft und die Seinigen vorbereitet auf den wahrscheinlichen Wechsel. Der Hobelstoß traf bis in's Mark hinein. Greta konnte nicht länger an sich halten, sie mußte es der Mutter Schwarz sagen. Die sah, wie es um die Sache stand, aber auch um die Herzen. Sie traf ihre Vorkehrungen — auf Weihnachten, wie sie sagte: dießmal große Bescherung!

Wilhelm ging still und gedrückt umher. Der Vater schmunzelte, denn er kannte das Wesen seiner Frau und daß sie eine freudige Ueberraschung vorhabe.

So kam der heilige Abend und die Mutter rief zum Eintreten in die große Stube. Da brannten die Kerzen am Christbaum, und daneben stand eine Gestalt im einfachen Hauskleide, den Blick gesenkt.

„Hier ist deine Christbescheerung, Wilhelm, und Greta's dazu, so wie sie sich's selber gewünscht hat. Von nun an bleiben wir zusammen bis an ein feliges Ende.“

„Amen!“ sprach der Vater, „das hast du gut gemacht, Mütterchen, poß klitsch und klatsch!“

Wilhelm wollte die Mutter jubelnd umfassen — und hatte Greta in den Armen . . .

An der halb offenen Thüre stand die treue Magd und rieb sich die Augen mit dem Schürzenzipfel. Als sie wieder in die Küche kam, fütterte sie die Kaze zum zweiten Mal am nämlichen Abend. Unerhört, dachte der kluge Spiz, und lief vor's Haus und bellte zu seinem Vergnügen.

Am nächsten Sonntag gingen die Beiden richtig zusammen zur Kirche, nämlich der Willy und die Greta, und am nächsten Weihnachtssfezte tanzte der Großvater mit einem Enkel in den Armen um den Weihnachtsbaum, poß klitsch und klatsch! Das einfache Bürgerhaus barg nun das reichste Glück auf Erden, denn die jungen Leute hatten das schwere Lehrgeld nicht umsonst bezahlt.

Fataler Gehorsam.

Dorfschulmeister: „Sobald der gnädige Herr bei der Ehrenpforte angelangt ist, werft ihr eure Mützen in die Luft und schreit laut: Vivat hoch!“

Die Jungen brüllen (beim Erscheinen des Gutshern): „Vivat hoch!“ (Nur ein Bube schweigt.)

Dorfschulmeister (dem Schweiger empört einen Rippenstoß versetzend): „Schreie Vivat, Schafskopf!“

Junge (heulend): „Vivat Schafskopf!“

Natürlicher Tod.

Ein Reisender fragte in einer Dorfschenke den eben erkrankten Wirth, warum er keinen Arzt brauche. „Ei,“ erwiderte der Kranke, „wir Alle im Dorfe halten nichts von Aerzten; sterben Alle gern eines natürlichen Todes.“

Getrübte Freude.

„Fritz, was weinst du denn?“ — „Ach Gott, ich bin heut' in der Schule der Erste geworden.“ — „Aber da mußt du dich doch freuen!“ — „Ja, hat sich was zu freuen, wenn ich dann wieder 'runter komm, gibt's vom Vater Schläge!“

Bedeutliches Kompliment.

Ein für seinen Beruf begeisterter Arzt behandelte einen Gelehrten, der alle seine Vorschriften mit der größten Pünktlichkeit befolgte. Voll Freude darüber brach der Arzt in die Worte aus: „Ja, mein Freund, Sie verdienen wahrlich vor Tausenden ein Patient zu sein!“